

**LING MA**

**NEW  
NEW  
YORK  
YORK  
GHOST  
GHOST  
ROMAN**

**CULTURBOOKS**

## **Impressum**

eBook-Ausgabe: © CulturBooks Verlag 2021

Gärtnerstr. 122, 20253 Hamburg

Tel. +4940 31108081, info@culturbooks.de

www.culturbooks.de

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 by Ling Ma

Titel der Originalausgabe:

Severance

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde im Rahmen des Programms »Neustart Kultur« aus Mitteln der Beauftragten des Bundes für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Übersetzung: Zoë Beck

Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Jan Karsten

Korrektur: Kristina Wengorz

Übersetzung des Gedichts am Ende von Kapitel 6: Günter Eich

Covergestaltung: Cordula Schmidt Design, Hamburg

eBook-Herstellung: CulturBooks

Erscheinungsdatum: März 2021

ISBN 978-3-95988-179-1

## Über das Buch

»Das Beste, was ich bisher über das Lebensgefühl junger Großstadtmenschen gelesen habe – über die Entfremdung und Entmenschlichung, die damit einhergehen, ein funktionierendes Rädchen im globalen Kapitalismus zu sein.« Jia Tolentino, The New Yorker

Candace Chen arbeitet für einen Verlagsdienstleister am Times Square – zuständig für die Herstellung von Themenbibeln in Asien. So hingebungsvoll folgt sie ihren täglichen Routinen, dass sie erst gar nicht bemerkt, wie tödliche Pilzsporen über New York hereinbrechen – ins Land gekommen durch billige, in China hergestellte Konsumgüter. Das Shen-Fieber greift rasant um sich. Geschäfte schließen. U-Bahnen stehen still. Menschen fliehen. Bald ist sie fast ganz allein in New York.

Doch dann muss auch Candace die Stadt verlassen und schließt sich einer Gruppe Überlebender an – in Sicherheit ist sie damit aber noch lange nicht, wie sie bald erfahren wird.

Dieses bereits vor Corona in den USA erschienene, mehrfach preisgekrönte Debüt ist eine bewegende Familiengeschichte, eine originelle Endzeiterzählung und ein aufschlussreicher Pandemieroman. Die beißende Satire auf den modernen Kapitalismus entwirft eine erschreckende Vision dessen, was danach kommen könnte ... »Klug, witzig, menschlich und außerordentlich gut geschrieben.« Kirkus Review

»Ein intelligenter und witziger Roman, der das Ennui junger Großstadtmenschen mit einer dezenten Zombie-Apokalypse kombiniert und dabei einen aus China eingeschleppten Erreger als Metapher der Kritik am

Spätkapitalismus, der Globalisierung und der kulturellen Nostalgie nutzt.« Matt Stowe, Brooklyn Paper

»Dieser bereits kurz vor Corona in den USA erschienene Roman über eine fiktive Pandemie ist das Buch der Stunde.« Jane Hu, The Ringer

### **Über die Autorin**

Ling Ma wurde in China geboren, wuchs in den USA auf und lebt in Chicago. Ihr Debütroman »New York Ghost« (Severance, 2018) gewann zahlreiche Preise (Young Lions Fiction Award, Kirkus Prize, Whiting Award), stand auf der Shortlist des PEN/Hemingway Award for Debut Novel und auf diversen Bestenlisten.

**Ling Ma**

**New York Ghost**

**Roman**

**Aus dem Englischen von Zoë  
Beck**

CulturBooks Verlag  
[www.culturbooks.de](http://www.culturbooks.de)

*Für meine Mutter und meinen Vater*

## Prolog

Nach dem ENDE kam der ANFANG. Und am ANFANG waren wir acht, dann neun – das war ich –, eine Zahl, die nur abnehmen würde. Wir fanden einander, nachdem wir aus New York in die sichereren ländlichen Gefilde geflohen waren. Das hatten wir so in Filmen gesehen, auch wenn niemand sagen konnte, in welchen genau. Vieles verlief nicht so, wie wir es von der Leinwand kannten.

Wir waren Markenstrateginnen und Immobilienanwälte und Personalplanungsspezialisten und private Finanzberaterinnen. Wir wussten nicht, wie man irgendetwas machte, also googelten wir alles. Wir googelten »Wie man in der Wildnis überlebt«, was Bilder von Giftefeu, bösartigen Insekten und Bärenspuren hervorbrachte. Das war schon ganz gut, aber wir wollten wissen, wie wir uns wehren konnten. Gegen alles. Wir googelten »Wie man ein Feuer macht« und sahen uns YouTube-Videos darüber an, wie man ein Feuer mit einem Feuerstein und Metall entfacht, mit einem Feuerstein und noch einem Feuerstein, mit einem Vergrößerungsglas und der Sonne. Wir konnten den notwendigen Feuerstein nicht finden, wussten nicht einmal, woran wir ihn erkennen sollten, und bevor wir es mit Bobs Zweistärkenbrille probierten, fand jemand ein Feuerzeug in einer Jeansjacke. Das Feuer brachte uns durch die Nacht und beförderte uns in einen Morgen, der uns zu einem verlassenem Walmart führte. Wir horteten Wasserflaschen und Duschpeeling und iPods und Bier und getönte Tagescreme in unseren gestohlenen Jeeps. Hinten im Markt fanden wir Waffen und Munition, Tarnkleidung, Sucher und Griffe. Wir googelten »Wie mit Waffe schießen«, und als wir es ausprobierten, ängstigten uns der Rückstoß, der salzige Geruch und der Rauch, das ganze liturgische Drama im Wald. Aber

eigentlich gefiel uns das Abfeuern der Waffen. Es gefiel uns sogar, sie falsch abzufeuern, mit einer Hand, vornübergebeugt oder aus dem Hohlkreuz. Unter unseren besonnenen Abzugsfingern starben Bierflaschen, starben *Vogue*-Magazine, starben Terracotta-Figuren, starben Eichenschösslinge, starben Eichhörnchen, starben Rothirsche. Wir schlemmten.

Google war nicht von Dauer. Auch nicht das Internet. Oder sonst irgendeine Infrastruktur, aber zu Anfang des ANFANGS erlaubten wir uns zu prahlen, wengleich auch nur vor uns, in Abwesenheit anderer. Denn wer war noch da, um uns zu beneiden, um stolz auf uns zu sein? Unser Googeln wurde düsterer, nach innen gerichtet. Wir googelten »Maslowsche Pyramide«, um herauszufinden, wie viele der Bedürfnisseebenen wir bereits erfüllen konnten. Die ersten beiden. Wir googelten »2011 Fieberüberlebende« in der Hoffnung, auf andere wie uns zu stoßen, und als wir nur dieselben überholten, ahnungslosen Artikel fanden, googelten wir »sieben Phasen der Trauer«, um unsere emotionale Entwicklung nachzuvollziehen. Wir waren bei Wut, die Langsameren von uns hinkten noch beim Leugnen hinterher. Wir googelten »Gibt es einen Gott«, klickten »Auf gut Glück« und wurden zu einer Selbstmordhotline weitergeleitet. Während der zwölf Freizeichen, die es dauerte, bis wir auflegten, hielten wir den Atem an, ob jemand anderes sich meldete, die Stimme eines Fremden, die uns bestätigte, dass wir nicht die einzigen Überlebenden waren, obwohl Bob dies hartnäckig behauptete. Niemand antwortete.

Aus dieser und anderen Beobachtungen schlossen wir, dass wir allein waren, wahrhaftig allein.

Nach wochenlangem blindwütigem Vor-die-Wand-Rennen und Auf-Grund-Laufen erstellten wir gemeinsam einen Schlachtplan. Unser selbst ernannter Anführer war Bob, ein kleiner, untersetzter Mann, der als Informatiker gearbeitet hatte. Er war ein wenig älter als wir, aber ihn zu

fragen, wie viel genau, erschien uns irgendwie unhöflich. Mit dem Alleinsein kannte er sich aus. Er hatte jede Erweiterung von Warcraft mit fast schon religiösem Eifer durchgespielt. Als hätte er sich auf das hier vorbereitet, auf diese Sache, diese höhere Bestimmung. Seit einer verpfuschten Karpaltunneloperation trug er seinen rechten Arm in einer Schlinge eng an der Brust, ins Hemd geschoben. Das mochte ihn etwas einschränken, allerdings war er umso versierter darin, andere nach seinem Willen zu dirigieren. Dinge mussten erledigt werden, wir mussten angeleitet werden. Wir nahmen seine klaren, präzisen Anweisungen auf wie Manna.

»Ich weiß, wo wir eine Bleibe finden«, sagte Bob und paffte an seiner E-Zigarette. Der Geruch von Bourbonvanille waberte durch die Nachtluft.

Wir saßen am Lagerfeuer und hörten zu. Da gab es diese riesige, zweigeschossige Anlage in Chicago, die er und ein paar seiner Highschool-Freunde gekauft hatten.

»Wozu?«, fragte Janelle blasiert. »Falls die Apokalypse kommt?«

»*Sobald* die Apokalypse kommt«, stellte Bob richtig. »Wir wussten immer, sie würde kommen, auch wenn ich persönlich nicht dachte, dass es so früh geschehen würde.«

Wir warteten, während Bob noch einen Zug von seiner E-Zigarette nahm, bevor er fortfuhr. Die Anlage habe alles, informierte er uns. Große, hohe Decken. Im Dach seien Oberlichter eingebaut, deshalb gebe es viel Licht. Da sei ein Kino. Vielleicht würde der Projektor noch funktionieren. Jeder hätte ein eigenes Zimmer.

Wir stellten uns Chicago vor. Die ebenmäßige Prärielandschaft der Great-Lakes-Region, ihre langen, zähen Winter voller Gelegenheiten zum Einkochen von Wurzelgemüse und Kernobst, die Empfindsamkeit des Mittleren Westens, die im wohltuend weiten Ausmaß der Stadtanlage sichtbar wird, besonders River North und die Innenstadt, die weiträumigen Straßenblocks, die

großzügigen Gebäude und bei Sonnenuntergang das satte goldene Licht auf der prachtvollen, modernen Architektur; Strukturen, die Brände und Fluten überstanden hatten, so viele Brände und Fluten.

Eine solche Umgebung, riet uns Bob, könne uns nur zu besseren Menschen machen. Wir würden unser Lager in der Seebrise aufschlagen, Wurzeln für ein neues Leben ansetzen und uns sanft untereinander fortpflanzen. Wir würden die aus unserem breitgefächerten ethnischen Angebot entstandenen Sprösslinge lieben. Chicago ist die amerikanischste aller amerikanischen Städte.

»Eigentlich ist es in Needling«, sagte Bob. »Needling, Illinois. Ein bisschen außerhalb von Chicago.«

»Ich wohne nicht in einem Vorort«, verkündete Janelle.

»Ach so? Fällt dir was Besseres ein?«, spottete Todd.

Es munterte uns auf, Pläne zu schmieden, und während wir die Nächte durchwachten und tranken, stellten wir große Theorien auf. Was war das Internet anderes als ein kollektives Gedächtnis? Alles, was früher schon getan worden war, konnten wir besser. Das Heimlich-Manöver. Steißgeburten. Den Foxtrott. Sprengstoff. Die Herstellung handgerollter Kerzen. Möglicherweise lauerten in unserem limitierten Genpool metastasierende Hirntumore und jede Form von Depression und rezessiver Mukoviszidose, aber auch hohe IQs und das Talent für romanische Sprachen. Wir könnten das hier hinter uns lassen. Wir könnten uns weiterentwickeln.

Alles war besser als das, was wir empfanden. Wir schämten uns maßlos dafür, zu den wenigen Überlebenden zu gehören. Weitere Überlebende, falls es welche gab, mussten sich genauso fühlen. Wir schämten uns dafür, andere zurückzulassen, uns Trost zu holen, wo immer wir welchen finden konnten, von jenen zu stehlen, die sich nicht zu wehren vermochten. Wir hatten immer geahnt, Feiglinge und Heuchler zu sein, schändliche Lügner, um genau zu sein; und diesen Verdacht bestätigt zu finden, war

keine Erleichterung, sondern reines Grauen. Falls das ENDE die Art und Weise war, auf die uns die Natur bestrafte, damit wir endlich wieder wussten, wo wir hingehörten, ja, dann wussten wir es. Falls es vorher überhaupt unklar gewesen sein sollte, jetzt war es das nicht mehr.

Die Scham schweißte uns zusammen. Am Morgen googelten wir »Tattoos selbst stechen« und kochten Nähnadeln in einem Topf. Besäuselt und besorgt stachen wir uns kleine Tintenblitze auf unsere Unterarme in der Nähe der Handgelenke, um unsere Verbundenheit zu symbolisieren. Es hieß, Crazy Horse sei prophezeit worden, er würde den Krieg nur gewinnen, wenn er niemals anhielt, um die Kriegsbeute einzusammeln, und um dies nie zu vergessen, habe er Blitze hinter die Ohren seiner Pferde gestochen. Schlag schnell zu, schlag zuerst zu.

Wir machten uns bewusst, dass es entscheidend war, niemals anzuhalten, immer weiterzumachen, selbst wenn die Vergangenheit uns in Zeiten und an Orte zurückrief, nach denen wir uns sehnten, von denen wir in stilleren Momenten noch sangen. Wie die Hochhausschluchten der Fifth Avenue. Wie die ganzen japanischen und schweizerischen Geschäftsleute, die heiße Schokolade nippend durch den Bryant Park schlenderten. Wie die Nachmittagssonne, die durch unsere innerstädtischen Bürofenster fiel, kurz bevor es an der Zeit war zu gehen, um sich den Freuden des Abends hinzugeben: einer leichten Mahlzeit im Stehen an der Küchentheke, einer Fernsehsendung, einem Treffen mit Freunden auf ein paar Cocktails.

In Wahrheit war ich am ANFANG gar nicht dort gewesen. Ich war nicht dabei, als gegoogelt wurde oder der Walmart geplündert oder gefeiert oder spontan massentätowiert. Ich war die Letzte, die aus New York herauskam, die Letzte, die zur Gruppe stieß. Als sie mich fanden, war die

Infrastruktur bereits zusammengebrochen. Das Internet war völlig abgestürzt, das Stromnetz abgeschaltet und die Reise zur Anlage bereits im Gange.

Zuerst war der Gruppe das nostalgische Gelb des Yellow Cab aufgefallen. Es parkte auf dem Seitenstreifen einer Straße in Pennsylvania. »NYC TAXI« stand auf der Wagentür. Es handelte sich um einen Ford Crown Victoria, ein älteres Flottenmodell, das die Taxifirmen fast schon ausgemustert hatten. Bob erzählte mir später, dass es ausgesehen habe, als wäre ich in einer kaputten Zeitmaschine direkt aus den Achtzigern hergebeamt worden. So stieß ich dazu. Ganze Highways waren mit verlassenen Fahrzeugen verstopft, aber sie hatten noch nie mitten im Nirgendwo ein New Yorker Taxi gesehen, bei dem die Uhr noch lief und das Taxischild leuchtete.

Ich lag dehydriert und halb bewusstlos auf dem Rücksitz. Ich konnte nicht sprechen.

In Wahrheit war ich so lange wie möglich in der Stadt geblieben. Die ganze Zeit über hatte ich halb damit gerechnet, mich ebenfalls zu verwandeln und wie alle anderen Fieber zu bekommen. Nichts geschah. Ich wartete und wartete. Ich warte noch immer.

# 1

Das ENDE beginnt, noch bevor man sich dessen bewusst ist. Es fällt einem überhaupt nicht auf.

Direkt nach der Arbeit war ich zu meinem Freund nach Greenpoint gefahren. In warmen Sommernächten war ich gern dort, weil es im Keller nachts kühl und feucht war. Wir machten uns eine Gemüsepfanne mit Reis. Wir hatten geduscht und sahen uns einen an die Wand projizierten Film an.

Es war *Manhattan*, den ich noch nicht gesehen hatte, und obwohl ich die Romanze zwischen Mariel Hemingway und Woody Allen wegen des großen Altersunterschieds irgendwie gruselig fand, liebte ich die Eröffnungssequenz mit den Bildern von New York zu Gershwin, und ich liebte die Szene, in der Woody Allen und Diane Keaton im Central Park vom Regen überrascht werden und sich in das Museum of Natural History retten, wo sie sich durchnässt von der höhlenartigen Dunkelheit der Planetenausstellung einhüllen lassen. Allein dadurch, dass ich New York im Film sah, entstand die Stadt für mich neu, und ich sah sie wie damals zu Highschool-Zeiten: romantisch, abgerockt, noch nicht vollkommen gentrifiziert, noch voller Versprechen. Nachdem ich hier schon fünf Jahre gelebt hatte, sehnte ich mich mehr nach der Illusion von New York als nach seiner Wirklichkeit. Als der Film zu Ende war, machten wir das Licht aus und legten uns dicht nebeneinander auf seine Matratze, und ich dachte darüber nach, dass New York vielleicht der einzige Ort war, an dem die meisten Menschen bereits in gewisser Weise, nämlich in ihrer Vorstellung, gelebt haben, bevor sie jemals dort gewesen waren.

Ich sagte etwas in der Art zu ihm, der formlosen Masse, die in der Dunkelheit neben mir lag, als er mich

unterbrach: »Hör zu. Sieh mich an. Ich muss dir was sagen.«

Er hieß Jonathan, und er feierte gern. Nicht wirklich. Er hieß Jonathan und war viel zu cool, als gut für ihn war. Er besaß einen Laptop, eine Kaffeemaschine, einen Filmprojektor; alles andere ging für die Miete drauf. Er lebte von Luft und Staub. Wir waren seit fast fünf Jahren zusammen, ungefähr so lange, wie ich in meinem Job arbeitete. Jonathan arbeitete nicht. Zumindest nicht im Sinne einer regulären Festanstellung. Er machte vereinzelte freiberufliche Jobs hier und da, damit er den größten Teil seiner Zeit mit Schreiben verbringen konnte. Da er kaum Verpflichtungen hatte, konnte er mit wenig Geld auskommen und Jobs nachgehen, wenn er welche auftat. Einmal verdiente er seinen Lebensunterhalt damit, in einem geheimen Wall-Street-Club Geschäftsmänner mittleren Alters zu versohlen.

Ich legte meine Hände um sein Gesicht, sein Blick war voller Sorge, voller unruhiger Angst.

»Okay«, sagte ich. »Was ist los?«

Er nahm seine Zahnsperre raus, legte sie nicht in den Becher auf dem Boden, sondern hielt sie weiter in der Hand. Es würde eine kurze Unterhaltung werden. Er sagte: »Ich gehe weg aus New York.«

»Was, hat dir der Film nicht gefallen?«

»Nein, ich meine es ernst. Sei ausnahmsweise auch mal ernst.«

»Ich bin immer ernst«, sagte ich, ohne eine Miene zu verziehen. »Also, wann fährst du?«

Er zögerte. »In einem Monat. Thom segelt zu diesem ...«

Ich richtete mich auf, versuchte, ihn anzusehen, aber meine Augen hatten sich noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt. »Warte, was sagst du da?«

»Ich sagte, ich gehe fort aus New York.«

»Nein, du machst gerade Schluss mit mir.«

»Das ist nicht ...« Er sah mich an. »Okay. Ich mache Schluss mit dir.«

»Fang lieber damit an.«

»Es liegt nicht an dir.«

»Okay.«

»Nein, es liegt wirklich nicht an dir«, sagte er und griff nach meiner Hand. »Es ist dieser Ort, diese Stadt und was sie mit einem macht. Wir haben darüber gesprochen.«

Im vergangenen Jahr hatte sich Jonathan zunehmend desillusioniert von seinem Leben in New York gezeigt. Irgendwas im Sinne von: die Stadt, New York fucking City, ermüdend und langweilig, ihre Reize so illusorisch wie ihre Fassade aus Authentizität. Ihre Schlangen waren zu lang. Alles war Statussymbol, und alles kostete zu viel. Es gab so viele trendige Konsumenten, die über Blocks hinweg Schlange standen für einen angesagten Nachttisch, präntiöse Kunstausstellungen, einen neuen Concept-Store. Wir alle trafen ach so inspirierte Lifestyle-Entscheidungen. Wir, darunter auch ich.

Ich, auf der nichts wirklich lastete, nichts Einzigartiges. Ich, die einem Bürojob nachging und ein bisschen herumfotografierte, wenn der Mond richtig über dem Gowanuskanal stand. Oder so was in der Art, das Übliche eben, um sein eigenes Leben zu rechtfertigen, um die Zeit herzubringen. Mit dem Geld, das ich verdiente, kaufte ich mir Gesichtspeeling von Shiseido, Blue-Bottle-Kaffee, Kaschmir von Uniqlo.

Wie nennt man eine Kreuzung aus Yuppie und Hipster? Yupster. Steht so im Urban Dictionary.

Dann sagte er: »Du solltest auch aus New York fortgehen.«

»Und warum sollte ich das?«

»Weil du deinen Job hasst.«

»Ich hasse ihn nicht. Er ist okay.«

»Nenn mir ein einziges Mal, nur ein einziges Mal, wann er dir wirklich gefällt.«

»Jeden Freitagabend.«

»Ganz genau.«

»Scherz. Du weißt ja nicht mal, was ich mache. Ich meine, du weißt es nicht wirklich.«

»Du arbeitest für eine Produktionsfirma im Verlagswesen. Du überwachst die Herstellung von Büchern in Dritte-Welt-Ländern. Sag mir, wenn ich mich irre.«

Ich war seit fast fünf Jahren bei Spectra. Wir arbeiteten mit Verlagen zusammen, die uns dafür bezahlten, die Buchproduktion zu koordinieren, die wir an Druckereien in Südostasien, meistens China, auslagerten. Der Name Spectra suggerierte die scheinbar imposante Bandbreite an Buchprodukten, die wir produzieren konnten: Kochbücher, Kinderbücher, Schreibwaren, Kunstbücher, Geschenkartikel. Ich machte Bibeln. Die Firma besaß enorme kollektive Kaufkraft, dadurch boten wir noch günstigere Herstellungskosten an, als einzelne Verlage allein erreichen konnten, und drückten ausländische Lohnkosten noch weiter nach unten. Offensichtlich verachtete Jonathan, was ich tat. Ich vielleicht auch.

Ich wechselte das Thema. »Wo willst du hin? Und wann?«

»Irgendwann nächsten Monat. Ich helfe Thom auf seiner Segelyacht. Es soll bis nach Puget Sound gehen.«

Ich schnaufte höhnisch. Thom war Wall Street, ein Kunde aus dem Club, in dem Jonathan gearbeitet hatte. Ich sagte: »Klar. Ist ja nicht so, dass er in dich verknallt wäre und eine Gegenleistung erwartet.«

»Du denkst so, weil du in einer Marktwirtschaft lebst.«

»Und du nicht?«

Er antwortete nicht.

Ich sagte: »Manchmal hab ich das Gefühl, dass du mir vorwirfst, dir nicht ähnlicher zu sein.«

»Machst du Witze? Du bist mir viel ähnlicher, als du denkst.« Ich konnte im Dunkeln erkennen, wie er mir

bittersüß zuzwinkerte. »Wollen wir eine Sumorolle machen?«, fragte er.

Bei der Sumorolle rollte er sich über das Bett, und wenn er bei mir angekommen war, drückte er seinen Körper auf meinen, Bauch auf Bauch, bis ich in die Matratze eingesunken war, vollständig darin verschwunden, und dann rollte er sich weg. Das wiederholte sich, bis ich vor Lachkrämpfen nicht mehr konnte.

»Nein, ich will keine Sumorolle machen«, sagte ich.

»Bereit?«

Er rollte sich zu mir und wuchtete sich erbittert auf mich, um mich in die Matratze zu drücken. Er konnte sich sehr schwer machen, wenn er wollte. Ich ballte meine Hände zu Fäusten. Ich schloss fest die Augen. Ich machte mich steif wie ein Brett, wenig einladend. Ich spürte, wie er aufhörte. Er konnte spüren, wie ich zitterte. Er legte seine trockene, feste Hand auf meine Stirn, als würde er bei einer kranken Person Fieber messen.

»Hör auf zu weinen«, sagte er. »Nicht weinen. Bitte.«

Er bot mir Wasser an, aber ich stand auf und nahm eine Flasche Evian aus meiner Tasche. Ich setzte mich auf den Matratzenrand und nahm kleine, nutzlose Schlucke.

»Leg dich bitte wieder hin«, sagte er. »Legst du dich neben mich?«

Ich legte mich neben ihn, wir lagen beide auf dem Rücken. Wir starrten an die Decke.

Jonathan brach die Stille. Mit furchtsamer Stimme sagte er, jetzt sehe er klar, sehe die Zukunft. Die Zukunft sind mehr exponentiell explodierende Mieten. Die Zukunft sind mehr Eigentumswohnungen, mehr Luxuswohnungen, die von Briefkastenfirmen der globalen Geldelite gekauft werden. Die Zukunft sind mehr Whole Foods, Gänge mit gekühlten, klein geschnittenen Früchten, die in Plastikschildchen verpackt sind. Die Zukunft sind mehr Urban Outfitters, mehr Sephoras, mehr Chipotles. Die Zukunft will einfach nur mehr Konsumenten. Die Zukunft

sind mehr frisch eingetroffene College-Absolventen und Touristen auf der fruchtlosen Suche nach Authentizität. Die Zukunft sind mehr überteuerte Pabst-Biere in Kellerbar-Simulationen. Irgendwas Rousseau irgendwas. Manhattan gehe unter.

»Was, buchstäblich? Wegen der Erderwärmung?«, höhnte ich.

»Mach dich nicht lustig über mich. Und ja, buchstäblich und metaphorisch.«

Es war nicht so, dass ich dem, was er sagte, widersprochen hätte. Es war unmöglich, in dieser Stadt zu leben. Mein Gehalt reichte gerade, um Monat für Monat den Kopf über Wasser zu halten. Angesichts meiner Miete und meines mangelnden finanziellen Geschicks hatte ich nur sehr geringe Ersparnisse, eine Altersvorsorge schon gar nicht. Es gab sehr wenig, was mich hier hielt. Ich besaß keine Immobilien. Ich hatte keine Familie. In einem Jahrzehnt würden mich die hohen Preise aus jedem Stadtteil vertrieben haben.

Da ich das alles aber schon mal gehört hatte, blendete ich ihn aus und dachte darüber nach, was ich als Nächstes tun würde. Als er mich anstupste, merkte ich, dass er mich etwas gefragt hatte. Er wollte wissen, ob ich in Betracht zog, mit ihm zusammen New York zu verlassen. Wir könnten gemeinsam gehen.

»Was würden wir machen?«, fragte ich.

»Wir würden zusammenleben und Teilzeitjobs annehmen«, sagte er. »Ich würde schreiben und mein Buch beenden. Du könntest ebenfalls an deiner Kunst arbeiten. Ich könnte dir eine Dunkelkammer einrichten, damit du deine Fotos entwickeln kannst.«

»Kann man auf einem Schiff überhaupt eine Dunkelkammer haben?«

»Na ja, nicht während des Trips. Ich dachte eher an hinterher, wir könnten uns in Oregon niederlassen. Es gibt

einige günstigere Gegenden drüben auf dem Land im Pazifischen Nordwesten.«

»Ich vermute, dann werde ich wohl Naturfotografin«, sagte ich trocken.

Ein R&B-Track mit zuckendem Bass ließ die Decke erzittern. Die nächtliche Stunde war gekommen, zu der der Nachbar über uns zu traurigen Songs mit guten Beats brütete. Ich hielt nicht viel von meinen Fotos. Als ich nach New York gezogen war, hatte ich ein Fotoblog mit dem Namen *NY Ghost* angelegt. Es bestand hauptsächlich aus Bildern von der Stadt. Die Absicht lag darin, neue, unentdeckte Aspekte New Yorks aus der Perspektive einer Außenstehenden zu zeigen, aber rückblickend waren die Bilder nur klischeehaft und stereotyp: in Neonlicht getauchte Diner, vom Schein der Gaslampen getränkte Straßen, U-Bahn-Waggons voller müder Pendler, Menschen, die im Sommer auf den Feuertreppen saßen – im Grunde Variationen derselben bereits bestehenden New-York-Ikonografie, die Kalender, romantische Komödien, Mitbringsel und Stockfotografie durchzog. Sie könnten in jedem Businesshotelzimmer hängen. Selbst die besseren, künstlerischer komponierten Bilder waren nur billige Eggleston-Kopien und Stephen-Shore-Derivate. Aus diesen und anderen Gründen hatte ich das Blog so gut wie aufgegeben. Ich machte kaum noch Fotos.

»Würdest du wenigstens drüber nachdenken?«, fragte Jonathan.

»Ich bin keine Künstlerin.«

»Mit mir zu kommen, meine ich.«

»Du hast dich schon entschieden zu gehen. Du hast erst hinterher daran gedacht, mich zu fragen, sei ehrlich.«

»Ich dachte, du würdest nicht mitkommen, wenn ich dich frage«, sagte er traurig.

Der Song war zu Ende, dann fing er wieder von vorne an. Der Nachbar hatte ihn auf Repeat. Verdammt. Er kam mir bekannt vor, sein Titel fiel mir aber nicht ein.

Wir redeten, bis unsere Stimmen heiser wurden, tief und brechend und rissig. Es ging bis in den frühen Morgen. Unsere Körper rollten sich nach innen, voneinander weg, wie trockene Blätter am Ende des Sommers.

Im Schlaf fiel er mir ein. Der Name des Songs, meine ich: »Who Is It«. Michael Jackson. Meine Mutter hatte ihn immer im Auto laufen lassen, als ich noch ein Kind war. Sie liebte es, Auto zu fahren. Sie fuhr die langen, sich endlos auftuenden Freeways von Utah entlang, während der ziellosen, dahindriftenden Nachmittage, an denen mein Vater arbeitete, und als ich noch zu jung war, um allein zu bleiben. Wir fuhren in andere Orte, nur um einen Karton Eier zu kaufen, einen halben Liter Halb-und-Halb, was sie für Milch hielt. Ich war sechs und erst seit wenigen Monaten in den Vereinigten Staaten, frisch aus Fuzhou verpflanzt. Ich war noch immer ganz benommen von der großen Auswahl und dem Überangebot in den Supermärkten, von den neonlichtbeschiedenen Meilen voller Kartons und Flaschen. Supermärkte waren mein amerikanisches Lieblingsding. Autofahren war das amerikanische Lieblingsding meiner Mutter, und sie fuhr sehr amerikanisch: schnell, noch vor der Rushhour die leeren Freeways entlang, die katedralischen Canyons und roten Felsen durchfliegend, ihr langes schwarzes Haar flatterte überallhin - wie in den Filmen. »Warum nach Amerika ziehen, wenn man dort nicht fährt?«, hatte sie immer gesagt und niemals ihr Tempo verringert, wenn wir auf Ausfahrten, Stoppschilder, Ampeln zusteuerten.

Ich wachte mit dem Gefühl auf, eine Erkältung zu haben, mein Kopf war schwer, mein Hals rau. Licht stahl sich durch die Jalousien der Fenster über uns, und ich hörte Schritte auf dem Gehsteig. Ich wusste gleich, dass ich verschlafen hatte. Der Wecker war nicht losgegangen, und ich würde zu spät kommen. In seinem winzigen Badezimmer kreischten die rostigen Rohre vom kalten

Wasser. Ich putzte mir die Zähne, warf mir Wasser ins Gesicht. Zog die Arbeitskleidung von gestern an, einen Bleistiftrock und eine Bluse.

Jonathan schlief noch, in graue, abgenutzte Bettwäsche gewickelt. Ich ließ ihn schlafen.

Draußen war die Luft überraschend kalt für einen Julimorgen. Ich ging den Kellertreppenaufgang hinauf und über die Straße zu der polnischen Bäckerei, um einen Kaffee zu holen. Die Frau hinter der Theke nahm gerade ein Blech mit irgendwas raus. Apfeldonuts. Dampf stieg von ihnen auf und legte sich auf die Fensterscheiben. Alle Fußgänger in Greenpoint waren in ihre Kaltwettertracht gehüllt, herbstlich rote Karos und Schnörkel aus dickem, schimmerndem Flanell, obwohl es Sommer war. Einen Moment lang fragte ich mich, ob ich vielleicht mehrere Monate lang geschlafen hatte. Vielleicht hatte ich mich wie Rip Van Winkle aus dem Job verschlafen. Ich würde jemand anderen in meinem Büro vorfinden und meine Habseligkeiten in einer Schachtel. Meine Einzimmerwohnung wäre von jemand anderem besetzt. Ich würde noch einmal von vorn anfangen.

Ich ging zur U-Bahn-Linie J und dachte mir Ausreden für mein Zuspätkommen aus. Ich könnte sagen, dass ich verschlafen hatte, aber das hatte ich schon etwas zu oft getan. Ich könnte sagen, dass es einen Notfall in der Familie gegeben hatte, aber mein Chef wusste, dass meine Eltern tot waren und ich keine anderen Verwandten in den Staaten hatte. Ich könnte sagen, dass in meine Wohnung eingebrochen worden war, aber diese Geschichte wäre zu groß. Außerdem war es schon mal wirklich geschehen. Man hatte alles mitgenommen, sogar das Bettzeug abgezogen. Anschließend hatte jemand zu mir gesagt: »Jetzt bist du offiziell eine New Yorkerin.« Als wäre das ein Grund, stolz zu sein.

Während ich beim Überqueren der Williamsburg Bridge auf den grauen East River sah, entschied ich mich zu

behaupten, ich sei krank. Ich sah krank aus, meine Augen waren verquollen und hatten dunkle Ringe. Auf der Arbeit wusste man, dass ich zwar tüchtig, aber auch anfällig war. Still, verträumt. Üblicherweise gewissenhaft, wenn auch manchmal wankelmütig, mürrisch. Und auch noch etwas anderes, etwas Unverzeihliches: Ich war auf eine grundlegende, unbehagliche Art unwissend. Mein lautes, nervöses Lachen, das wie gurgelnder Kies klang, war eine soziale Zumutung. Ich schwänzte zu viele Büropartys. Man behielt mich, weil meine Leistungen gut waren und man mir immer noch weitere Produktionsaufträge zuteilen konnte. Wenn ich mich konzentrierte, eine Eigenschaft, die ich gleich zu Beginn meiner Zeit dort nachwies, konnte ich detailversessen bis zur Obsession sein.

An der Haltestelle Canal Street stieg ich in die Linie N um, die mich die ganze Strecke bis zum Times Square brachte. Ein leichter Regen hatte eingesetzt, als ich die Oberfläche erreichte. Spectras gläserne Büros, die sich im einunddreißigsten und zweiunddreißigsten Stockwerk eines Gebäudes aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts befanden, waren noch ein paar Blocks entfernt. Der Regen versprengte die Touristen, während ich mich durch ihre dichten Gehwegversammlungen den Broadway entlangschlängelte und dabei versehentlich meine Knie in ihre Sephora- und Disney-Store-Tüten rampte. Ein Straßensaxofonist spielte »New York, New York«, die Augen gefühlig geschlossen. Der Touristenhaufen um ihn herum schien ergriffen zu sein, wenn schon nicht von der Qualität seines Spiels, das von den Zügen, die unter unseren Füßen entlangbrausten, übertönt wurde, dann doch von seinem schmerzerfüllten Ausdruck, einem Kummer, der eher authentisch als performativ wirkte. Als der Song zu Ende war und er die Dollarscheine aus seinem Starbucks-Becher nahm, sah er auf und blickte mich direkt an. Ich eilte verlegen davon.

»Sie sind spät«, sagte Manny, der Empfangsportier. Er saß hinter der Rezeption und putzte seine Brille mit demselben Glasputztuch, mit dem er jeden Morgen und jeden Abend auch die Scheiben der Drehtüren reinigte.

»Ich bin krank«, sagte ich ihm.

»Hier. Für Ihre Gesundheit.« Aus einer Schublade holte er eine Schale mit Blaubeeren hervor, und ich nahm mir eine Handvoll.

»Danke.« Manny brachte immer großartiges Obst mit zur Arbeit. Mangos, geschälte Litschi, geschnittene, mit Salz bestreute Ananas. Immer wenn ich ihn fragte, wo er einkaufte, sagte er nur: »Nicht bei Whole Foods.«

»Sie sind nicht krank«, sagte er und setzte sich die Brille wieder auf.

»Ich bin krank«, beharrte ich. »Sehen Sie sich meine Augen an.«

Er lächelte. »Sie wissen gar nicht, wie leicht Sie es haben.« Er sagte es ohne Häme, aber es tat trotzdem weh.

Ich trat in den Aufzug und tat so, als hätte mich sein Kommentar nicht verletzt.

Als ich im zweiunddreißigsten Stock ausstieg und meine Firmenschlüsselkarte durchzog, sodass sich die breiten Glastüren öffneten, waren die Gänge leer. Die Arbeitsnischen ebenfalls. Die großen, geräumigen Büros des Senior-Vizepräsidenten, an denen ich jeden Morgen vorbeikam und die aus Glas waren, um Unternehmenstransparenz zu vermitteln, waren ebenfalls leer. Hatte ich ein Meeting vergessen? Meine Absätze versanken im frisch gesaugten Plüschteppichboden. Es war schon fast elf. Ich folgte dem Stimmengetöse den Flur hinunter, der sich zum Atrium hin öffnete.

Sie waren mitten in einem Meeting. *Sie* bedeutete jeder. Alle zweihundertnochwas Spectra-Angestellten standen im Atrium und drängten sich um die Glastreppe, die den einunddreißigsten mit dem zweiunddreißigsten Stock miteinander verband. Der CEO, Michael Reitman, stand auf

der Treppe und sprach in ein Mikrofon. Neben ihm stand Carole, die Leiterin der Personalabteilung, die ich an ihrem strengen Bob erkannte.

Michael hielt gerade eine Rede. Er sagte: »Spectra ist ein Unternehmen, das von Menschen geführt wird, und wir nehmen Ihre Gesundheit sehr ernst. Da unser Geschäft von Zulieferern aus Übersee abhängt, besonders von denen in Südchina, ergreifen wir mit diesen Hinweisen auf das Shen-Fieber alle notwendigen Vorsichtsmaßnahmen. Wir handeln nach den Richtlinien des New York State Department of Health und der Centers for Disease Control and Prevention. In den kommenden Wochen halten wir Sie auf dem Laufenden, was die neuesten Entwicklungen bezüglich Ihrer Sicherheit betrifft. Wir danken Ihnen sehr für Ihre Kooperation und Ihr Verständnis.«

Vereinzelter Applaus brandete auf. Ich schloss mich so unauffällig wie möglich der Herde an. Als ich in der Menge nach bekannten Gesichtern suchte, fiel mein Blick auf Blythe. Sie hatte früher bei den Bibeln gearbeitet, aber seit ihrer Versetzung zu den Kunstbüchern tat sie manchmal so, als gäbe es mich nicht. Ich versuchte mein Glück.

»Hey«, flüsterte ich, während ich mich zu ihr schob.  
»Was ist hier denn los?«

»Volksgesundheitsysterie.« Sie reichte mir einen auf Spectra-Briefpapier gedruckten Merktzettel, überschrieben mit »Shen-Fieber FAQ«. Ich überflog ihn, fand die besorgniserregendsten Teile:

In der Anfangsphase lässt sich das Shen-Fieber schwer diagnostizieren. Frühe Symptome beinhalten Gedächtnislücken, Kopfschmerzen, Desorientiertheit, Atemnot und Müdigkeit. Da diese Symptome oft irrtümlich für eine normale Erkältung gehalten werden, ist den Patienten häufig nicht bewusst, dass sie am Shen-Fieber

leiden. Sie können einsatzfähig wirken und noch immer routinemäßig alltägliche Arbeiten verrichten. Bald jedoch werden sich diese Anfangssymptome verschlimmern.

Spätere Symptome beinhalten Anzeichen von Unterernährung, mangelnde Hygiene, Prellungen an den Gliedern und beeinträchtigte Motorik. Die Körperbewegungen der Patienten erscheinen möglicherweise angestregter und schwerfälliger. Das Shen-Fieber resultiert schließlich in einem tödlich verlaufenden Bewusstseinsverlust. Von Beginn der Erkrankung an entwickeln sich die Symptome über ein bis vier Wochen, je nachdem wie widerstandsfähig das Immunsystem des Patienten ist.

Das Shen-Fieber war während des gesamten Sommers in den Nachrichten gewesen, als wäre es so eine West-Nil-Sache. Ich schluckte, erinnerte mich daran, dass ich mit rauem Hals aufgewacht war. Ich versuchte, Blythe das Merkblatt zurückzugeben, aber sie winkte ab.

Carole klatschte in die Hände. »Okay, also, wer hat Fragen?«

Seth, der Senior-Produktkoordinator für Geschenkartikel, hob die Hand. Als hätte er meine Gedanken gelesen, fragte er: »Ist das jetzt so was in der Art wie das West-Nil-Virus?«

Michael schüttelte den Kopf. »West-Nil ist ein naheliegender, aber ungenauer Vergleich. Das West-Nil-Virus wird von Moskitos auf Menschen übertragen. Das Shen-Fieber ist eine Pilzinfektion, die durch das Einatmen von Pilzsporen übertragen wird. Und es handelt sich nicht um ein Virus. Es verbreitet sich kaum von Mensch zu Mensch, außer vielleicht in extremen Fällen.«

Frances, die Produktmanagerin für Kochbücher, war die zweite Person, die die Hand gehoben hatte. »Handelt es sich um eine Epidemie?«

Carole übernahm das Mikrofon von Michael, um zu antworten: »Im Moment wird das Shen-Fieber als Ausbruch betrachtet, nicht als Epidemie. Die Übertragungsrate ist nicht hoch genug. Bisher ist es recht beherrschbar.«

Lane, Senior-Produktkoordinatorin bei der Kunst, sagte: »Hier auf dem FAQ-Merkblatt steht, dass das Shen-Fieber aus Shenzhen in China stammt. Wie kommen die Pilzsporen von China hierher?«

Michael nickte. »Gute Frage. Die Forscher sind sich nicht einig, wie das Shen-Fieber in die Vereinigten Staaten gelangt ist, aber die gängigste Theorie lautet, dass es irgendwie mit den Warenlieferungen aus China in die Staaten gekommen ist. Deshalb wurden Unternehmen wie wir vom Gesundheitsamt informiert.«

Lane ließ eine weitere Frage folgen. »Wir haben mit vielen Warenmustern und anderen Proben zu tun, die von unseren Zulieferern aus China geschickt werden«, sagte sie. »Wie können wir sichergehen, dass wir nicht in Kontakt mit dem Pilz kommen?«

Carole räusperte sich. »Das New York State Department of Health hat keine Arbeitseinschränkungen angeordnet. Wie Sie alle wissen, hat aber Ihre Gesundheit oberste Priorität, und das Unternehmen trifft alle notwendigen Vorkehrungen. Dürfte ich die Praktikanten bitten, nach vorn zu kommen? Wir verteilen Schutzausrüstungssets zum persönlichen Gebrauch an alle Angestellten. Ich möchte, dass Sie sich den Inhalt ansehen. Sie finden darin beispielsweise Handschuhe und Masken, die Sie zu Ihrem Schutz tragen sollten, wenn Sie in Kontakt mit Warenmustern kommen.«

Die Praktikanten schoben Zustellwägelchen herum, auf denen sich Kartons in der Größe von Schuhschachteln türmten, die an alle verteilt wurden. Die Schachteln waren mit dem Firmennamen und dem prismaförmigen Logo bedruckt. Wir drängten uns um die Zustellwägelchen.

Michael schloss das Meeting. »Sie können Carole und mir weitere Fragen schicken. Behalten Sie Ihre Mails im Auge, falls es Updates zu dieser Situation gibt.«

Wir zerstreuten uns rasch, nachdem wir unsere Schachteln erhalten hatten. Ich öffnete mein Set mit der persönlichen Schutzausrüstung sofort. Darin waren zwei N95-Masken und zwei Paar Latexhandschuhe, jeweils mit aufgedrucktem Spectra-Logo. Außerdem ein paar New-Age-mäßig aussehende Kräutertinkturen. Ich schlug die Broschüre auf. Sie beschrieb einen erweiterten Versicherungsschutz. Auf dem Boden der Schachtel befand sich ein kleiner Vorrat an Eiweißriegeln von einem Unternehmen aus dem Gesundheitswesen, für das wir Kochbücher produziert hatten, in denen Rezepte vorkamen, wie man aus Eiweißriegeln Desserts machte.

Ich wickelte einen Eiweißriegel aus. Ich hatte noch nicht gefrühstückt.

Durch die bodentiefen Glasfenster sah die Stadt kein bisschen anders aus, nicht wirklich. Das Coca-Cola-Schild leuchtete blinkend. Ich überlegte runterzugehen, um mir einen Cappuccino zu holen, bevor ich in meine Mails sah, wollte aber nicht an Manny und seinem verurteilenden Blick vorbeihuschen. Ein paar Angestellte unterhielten sich miteinander, das Getöse ihres Geschnatters wurde von den Atemmasken, die sie zum Spaß aufgezogen hatten, verzerrt.

»Hallo noch mal.«

Ich drehte mich um. Es war Blythe.

»Ich hab vorhin schon bei dir geklopft«, sagte sie. »Das Büro in Hongkong hat mich angerufen, wegen der Edelsteinbibeln. Es hieß, man hätte versucht, dich zu erreichen.«

Ich erstarrte. Vielleicht wollte mir das Büro in Hongkong mitteilen, dass etwas mit der Herstellung schiefgelaufen war. Wahrscheinlich hatten sie Blythe angerufen, weil sie vorher für die Bibeln zuständig gewesen war.

»Ich bin heute ein bisschen spät dran, aber ich seh gleich in meine Mails«, sagte ich schließlich.

Sie warf mir einen skeptischen Blick zu. »Okay. Na ja, weißt du was, bei uns in der Abteilung gibt es immer zwei Produktkoordinatorinnen pro Buchprojekt - eine Hauptansprechpartnerin und noch eine Vertretung. Wir finden diese Methode ziemlich hilfreich, wenn mal jemand von uns nicht da ist.«

Mit »uns« meinte sie, wie ich vermutete, die anderen Frauen bei den Kunstbüchern. Die Kunst-Girls, es waren ausnahmslos alles Frauen - lange dünne Beine, strohblond, Ende zwanzig, Besitzerinnen von heruntergesetztem Miu Miu und Prada, Absolventinnen der Kunstgeschichte oder Bildwissenschaft, Galerieeröffnungsbesucherinnen, Pinotschwenkerinnen, Kanapeenascherinnen -, gebärdeten sich wie eine seltene Spezies, stolzierten pfauengleich in nach Fracas duftenden Herden durch die Gänge. Sie arbeiteten ausschließlich an den detailintensivsten Projekten mit den cleversten Designs - Coffee Table Books und farbsensitive Ausstellungskataloge. Ihre Kunden waren Galerien, Museumsverlage und, am allerwichtigsten, die großen Hochglanzkunstbuchverlage. Phaidon, Rizzoli und Taschen. Lane, Blythe und Delilah. Jede wollte ein Kunst-Girl sein. Ich wollte ein Kunst-Girl sein.

»Ich kümmerge mich drum«, wiederholte ich hohl. »Hat Hongkong gesagt, was das Problem mit der Edelsteinbibel ist?«

Peinlich berührt davon, dass ich präzisere Angaben brauchte, wandte sie den Blick ab. »Das haben sie nicht gesagt. Aber sie meinten, sie brauchen, wenn möglich, noch heute eine Antwort von New Gate.« Nach diesen Worten wandte sie sich um und ging.

Ich kehrte zur Bibelabteilung zurück. Ich schloss die Tür zu meinem Büro auf, machte sie hinter mir zu, ließ alle meine Sachen fallen und atmete erleichtert durch.

Mein Büro war klein, es hatte die Fläche einer Abstellkammer und ein winziges Fenster. Ich konnte die Tür schließen und jeden Blick auf den Times Square ausblenden, aber seine Geräuschkulisse drang weiterhin durch. Damals, 2006, als *Total Request Live* noch lief, während meines ersten Jahrs bei Spectra, hallte das Gekreische der Provinzjugend vor den MTV-Studios durch die Wände. Manchmal konnte ich ihre Phantomhysterie nachmittags immer noch hören.

Das einzelne Fenster war klein und rund, als wäre ich an Bord eines U-Boots. Wenn ich die Augen zusammenkniff und den Hals auf bestimmte Weise reckte, konnte ich den Bryant Park sehen. Bevor die Modenschauen ins Lincoln Center zogen, hatte ich die Ansammlung weißer Zelte bestaunt, die wie Regenschirme im Park aufplopten. Die Frühlingskollektionen wurden im September gezeigt. Die Herbstkollektionen wurden im Februar gezeigt. So waren fünf Jahre vergangen.

Ich war die Senior-Produktkoordinatorin der Bibelabteilung. Niemand kann so lange bei den Bibeln arbeiten, ohne einen gewissen Respekt für das Objekt als solches zu entwickeln. Es ist ein temperamentvolles, schwieriges Etwas, mit seinen fragilen Seiten, die schnell einreißen, seinem Buchkörper, der zum Verbiegen neigt, besonders in der Feuchtigkeit der südasiatischen Monsunzeit. Von allen Büchern verkörpert die Bibel die reinste Form des Produktdesigns, derselbe Inhalt wird millionenfach immer wieder neu verpackt, in neuen Kombinationen ad infinitum. Jede Saison wurde ich zu unseren Verlagskunden gescheucht, um die aktuellsten Kunstledertrends darzulegen, die neuesten Entwicklungen bei der Folienprägung und der Vergoldung vorzustellen. Ich habe die Produktion von so vielen Bibeln koordiniert, dass ich mir keine ansehen kann, ohne sie in ihre vielen unterschiedlichen Einzelteile zu zerlegen: Papierqualität,

Lesebändchen, Vorsatzpapier, Fadenheftung und Umschlag. Sie ist der Bestseller des Jahres, jedes Jahr.

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch. Sobald ich angefangen hatte, konnte ich mich ganz versenken. Ich warf Paracetamol ein, und der Morgen verging wie nichts. Ich beantwortete Mails. Ich vermaß die Breite von Buchrücken auf den Millimeter genau. Ich bestellte aktualisierte Musterexemplare von Bibeln für die Kunden. Ich setzte Datenblätter für neue Bibelprojekte auf, schickte sie ans Büro in Hongkong für einen Kostenvoranschlag. Ich rechnete Volumen und Gewicht von Büchern aus, um die Verpackungs- und Versandkosten zu schätzen. Ich erhielt einen Anruf von einem Verlag in Illinois und versicherte seinem Team über Lautsprecher, dass das Papier für ihre Gebetsbuchserie FSC-zertifiziert war, ohne Verwendung von Tropenhölzern. Ich weiß nicht mehr, ob ich zu Mittag aß oder nicht.

Den ganzen Tag schob ich etwas vor mir her, vor dem es mir graute. Die Edelsteinbibel, deren Vermarktung auf Mädchen bis zwölf abzielte, sollte mit einem Halbedelstein an einer Kette mit Silberlegierung als Andenken verpackt werden. Die Bibeln waren bereits gedruckt, aber der Schmuck war noch nicht eingetroffen, weshalb die Komponenten noch nicht zusammengefügt und eingeschweißt werden konnten. Früher am Tag hatte das Büro in Hongkong die schlechten Nachrichten gemailt. Der Edelsteinlieferant, den Spectra ursprünglich für diesen Job verpflichtet hatte, musste überraschend schließen. Einige der Arbeiter hatten unterschiedliche Lungenerkrankungen bekommen. Es war eine Sammelklage im Namen der Arbeiter eingereicht worden, die zur Schließung der Firma führte.

Ich googelte »Pneumokoniose«, und es erschienen Bilder von Lungen in Formaldehyd, Lungen, die geröntgt worden waren, Lungen, die zu Rundmorcheln